

Dankbarkeit und Freundschaft

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **153 (1874)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stellung eingenommen, welche einem großen Theile seiner liberalen Freunde nicht zusagte und welche mit seinen früheren Grundsätzen unvereinbar schien. Rechte man aber deshalb nicht mehr mit dem Heimgegangenen: das wird die Nachwelt in der dankbaren Erinnerung und ungetheilten Hochachtung vor dem Verdienste immerhin anerkennen, daß in Weder ein thatenreiches Leben, getragen von edler Gesinnung und uneigennütziger Hingebung für Wahrheit, Recht und Freiheit zu Ende gegangen. Darum Friede seiner Asche und Ehre seinem Andenken.

Dankbarkeit und Freundschaft.

Dankbarkeit und wahre, allen selbstfüchtigen Zwecken ferneliegende Freundschaft, sind zwei Edelkräutlein, welche, da sie nur in gutem Boden gedeihen, nicht überall vorkommen, ganz besonders selten bei Denjenigen, welche sich die Großen dieser Erde nennen lassen und bei Leuten, welche ohne ihr eigenes Hinzuthun vom Schicksal mit sogenannten Glücksgütern reichlich bedacht worden sind. Umso mehr freut sich der Kalendermann, wenn er auf seinen Wanderungen das eine oder andere dieser Kräutlein antrifft, oder gar beide miteinander, wie es kürzlich der Fall war.

Im Kanton Thurgau starb im Jahr 1868 zu Weihnachten die Wittwe K. . . ., welche seit dem Tode ihres Ehemannes sich selbst und ihr Töchterchen mittelst Handarbeit — sie war Nätherin — durchzubringen hatte, was ihr ziemlich schwer gefallen sein mag, umso mehr, als sie eine ihr wiederholt angebotene Unterstützung aus dem Armenfonde dankbar aber entschieden ablehnte.

Der hinterlassenen, ungefähr 16 Jahre alten Tochter blieb nach dem Tode ihrer Mutter nichts anderes übrig, als bei fremden Leuten Brod zu suchen und Marie — so heißt dieselbe — machte sich den sauren Schritt durch Unentschlossenheit und Zögern nicht noch schwerer, sondern packte, nachdem sie das Grab ihrer seligen Mutter in dämmender Abendstunde noch einmal mit heißen Thränen benetzt hatte, ihre wenigen Kleidungsstücke zusammen und begab sich nach Schaffhausen, um Arbeit und Unterkommen zu suchen. Sie fand keines von beiden, wohl aber eine theilnehmende Wirthin, welche

ihr den Rath gab, nach Basel zu gehen, weil dort verhältnißmäßig größere Arbeitslöhne bezahlt werden als anderwärts. Diese Frau hatte in Basel entfernte Verwandte, eine Gärtnerfamilie, welcher sie die arme Waisentochter brieflich empfahl und, zur großen Freude der Letztern, mit gutem Erfolge.

Marie fand bereitwillige Aufnahme, wenn auch unter bescheidenen Lohnverhältnissen. Was ihr bei ihrer Anstellung ganz besonders zusagte, waren — freundliche Behandlung und angenehme Beschäftigung. Sie wurde nämlich in wohlthuender Abwechslung zu leichteren Haus- und Gartengeschäften verwendet, was, mit Rücksicht auf ihre Jugend und ihren etwas schwächlichen Körperbau, sehr angemessen war.

So rückte der Frühling heran. Freilich kam mit demselben auch ein leises Heimweh. Auf dem Lande erzogen, schlicht und einfach wie sie war, wollte ihr das Leben in einer großen Stadt zuerst nicht recht behagen, aber sie erinnerte sich wieder, daß sie eine arme Waise sei und — an das Schicksal keine Forderungen zu stellen habe. Das Eine vergaß Marie nie — ihre verstorbene Mutter. Ihrem Andenken widmete sie die ersten und letzten Augenblicke des Tages! Einmal führte ihr Weg sie an einem Friedhofe vorbei. Unwillkürlich stand sie stille und betrachtete wehmüthig die vielen, meist hübschen Denkmäler. Sie mochte hiebei wohl ihrer Mutter gedacht haben, denn mit Thränen in den Augen verließ sie die Stätte, die, wie keine andere, geeignet ist, uns in Erinnerung zu bringen, daß wir im Tode alle gleich sind. Und doch — äußerlich wenigstens — welche Verschiedenheit zwischen Arm und Reich. Hier fürstliche Grabmäler, dort ein bescheidener Rosenstrauch, oder auch nur eine todte Nummer auf schwarzem Pflöcke!

Auch Marie wußte von einem Grabhügel, dem sogar jedes Merkzeichen fehlte, ein Häuflein Erde, welches ihr Liebstes auf immer deckt. War sie auch ferne von ihrem heimatlichen Gottesacker und war es ihr unmöglich, auf das Grab ihrer Mutter einen Marmorblock setzen zu lassen, daselbe sollte eines Schmuckes doch nicht mehr lange entbehren. Marie, zu ihrer Herrschaft zurückgekehrt, erbat sich — gegen angemessenen Lohnabzug, wie sie traurig hinzu-

fügt — einen schönen Rosenstock aus einem der Gärten. Die zartfühlende Hausfrau, die Bestimmung dieses Rosenstrauchs wohl ahnend, entsprach dem Gesuche bereitwilligst und zwar nicht unter Lohnabzug, sondern unter gleichzeitiger Zustellung eines weiteren Geschenkes von 10 Fr. an die bescheidene Bittstellerin.

Was nun weiter geschah, davon geben die folgenden beiden Briefe die beste Auskunft.

Basel, 30. März 1869.

„Liebe Barbara!

Ich diene seit Neujahr hier bei einer braven Gärtnerfamilie. Die Leute sind gut mit mir, was ihnen Gott lohnen wird. Ich möchte das Grab meiner lieben seligen Mutter mit einem Rosenstock zieren, den ich von meiner Herrschaft nebst 10 Fr. geschenkt erhalten habe. Du erhältst in dem mitfolgenden Kistchen sowohl den Rosenstock als das Geldstück mit der Bitte, den ersteren möglichst bald auf den Kirchhof zu versetzen und letzteres für Deine Mühe zu behalten. Wenn Du dann hie und da nach dem Rosenstrauch sehen könntest, würdest Du mich sehr zu Dank verpflichten. Marie K

Antwort.

Liebe Mariel

Wie freut es mich zu wissen, wo Du bist und daß es Dir ordentlich geht. Dein Wunsch bezüglich des Rosenstrauchs ist erfüllt und ich werde bestmöglich auch dafür sorgen, daß das Grab Deiner Mutter immer in Ehren gehalten wird. Lohn will ich keinen. Deine selige Mutter hat ihn mir bei Lebzeiten schon gegeben, indem sie mich armes, mißthätiges Mädchen, dessen sich keiner Häßlichkeit wegen Niemand annehmen wollte, auch ohne Lohn im Nähen und Stricken soweit unterrichtete, daß ich jetzt meinen Lebensunterhalt ordentlich finde. Das Goldstück habe ich der armen Wittwe M. geschenkt, welche schon seit Anfangs Februar krank im Bette liegt. Sie dankt Dir und mir herzlich.

E, den 5. April 1869.

Barbara P

Merke:

- 1) Vergiß Deine Eltern nie, auch nach ihrem Tode nicht.
- 2) Dankbar sein kostet nichts und gefällt Gott und Menschen wohl.
- 3) Das Herz ist reich oder arm — nicht die Kiste.

Wie ein Oberlieutenant nicht von Leder ziehen konnte.

In dem Landstädtchen D. wurde vor geraumer Zeit eine „Musterung“ abgehalten. Da es gerade Herbst und der Wein gerathen war, nahmen es die Quartiertrager mit der Zahl der für die Einquartierung bestimmten Schoppen nicht genau und die Offiziere und Soldaten auch nicht. So passirte denn, was bei dergleichen Anlässen

schon oft und viel begegnet ist, — es gibt bekanntlich nichts Neues unter der Sonne — nämlich es wurde tüchtig gezechet und hie und da einem angeheiterten Wehrmann von Kameraden ein Schabernak gespielt. Etwas Derartiges begegnete unter anderm auch dem Oberlieutenant der so und sovielten Centrumkompagnie. Leider erfuhr dies der besagte Offizier erst in dem Momente, als er, an Stelle des „unwohl“ im Quartier zurückgebliebenen Hauptmanns, vor die Kompagnie zu treten hatte, um dieselbe in militärischer Ordnung auf den Bataillonssammlplatz zu führen. Das Unglück schreitet schnell. Nach erfolgtem Appell kommandirte der Oberlieutenant im Vollbewußtsein seiner hohen Aufgabe: „Achtung!“ Lautlos stand die Front. Der Vizehauptmann wollte von Leder ziehen — der Säbel aber sagte zu sich: „Mir ist's lang wohl in der Scheide“ und blieb sitzen. Der Kommandirende zieht, wie ein gutes Köpflein, zum zweiten Male aus Leibeskraften, zieht, bis ihm der Schweiß von der Stirne rinnt. Vergebens. Der Säbel war und blieb ein verstockter Sünder, er wich nicht um eine Linie. Ein härtiger Sappeur erbarmte sich des ächzenden Vizekommandanten und anerbote diesem seine guten Dienste. Da auch diese keinen bessern Erfolg hatten, blieb nichts anderes übrig, als mit „Säbel in Scheid“ abzumarschiren. Im Verlaufe des Tages zeigte es sich dann zu männiglichem Ergötzen, daß zwei lustige Vögel dem Oberlieutenant geschmolzenes Harz in die Säbelscheide gegossen hatten. Der steckköpfige Sabul mußte dann auch buchstäblich herausgedengelt werden.

Solche Streiche sind freilich schlimm, aber das Vaterland hat dabei gleichwohl keinen Schaden gelitten, — was schließlich das Beste ist.

Die Einen und dann die — Anderen.

Bei dem Herr Pfarrer H. in B., im Lande Mostindien, waren vor einiger Zeit zwei Offiziere einquartiert. Eines Abends, als der Herr Pfarrer mit seinen Gästen das Nachtessen eingenommen hatte, legte er sich eine blaue Schürze um und sagte zu den Offizieren, die ihm mit einigem Befremden anschauten: „So, meine Herren, jetzt kommt es an die anderen!“ — sprach und ging in den Stall, um in höchst eigener Person seine zwei Kühe zu füttern.